

müdes, vom Schicksal unglücklich gequältes Herz hörte zu schlagen auf. Von einem Notar wurde mir ein Buch und ein lechter Grug der Verstorbenen überreicht, ihr einziges Vermächtnis. Das Buch enthielt Aufzeichnungen aus Tante Martha's Leben, und mit tiefer Erschütterung las ich den zweiten Teil. Möglich, daß die einfache Frau dadurch ein wenig Ruhe fand, in dem sie in stillen Stunden sich das Buch betrachtete, was ihr Herz beehrte, von der Seele schrieb.

Nur nach dem Tode der Großeltern und meiner Eltern war auch Karl frei an einer Augenentzündung schwer erkrankt. Tante Martha überließ niemand anderem die Pflege und wachte selbst Tag und Nacht beim Kranken. Als der starke Mann in den Fieberparoxysmen rasste, da erzählte er im Delirium eine Geschichte aus lang zurückliegender Zeit. Und aus den scheinbar zusammenhängenden, teils nur geordneten, teils geschleierten Worten entstand für die atemlose Kaufmännin ein Bild, das sie zu Boden schmettete.

Karl frei hatte in jener Neujahrsnacht Hans von Stoll erschossen. Von einem Mauerwerk vorübergehend, war er nur wenige Schritte von der südlichen Elbeufergegend entfernt gewesen, und sein Schuß, gut gezielt, verhallte ungehört im Krachen hundert anderer. Einmal vor Eisenriegeln, hatte er den Blick und Martha's Liebe beglücklichtigt mechtlings niedergestreckt. Martha war wieder frei. Als das Glück ihm dann nach jahem und gebührendem Warten doch noch kam, da verstimmt die Weißensbüsse. Im Fieber wachte die ruhlose Tat wieder auf.

Ihr Gatte war der Wöcher jenes Mannes, den sie im Inneren ihres Herzens nie vergaß, nie zu lieben aufgehört hatte, ihr Gatte und der Vater ihres Sohnes! Um dessen willen mußte sie schweigen und ein Leben und eine Last mittragen, von denen sie bis ins innerste Mark erschauerte.

Über als Karl frei genesen war und sich ihr in alter Gültigkeit wieder näherte, da wußte sie wie vor einem Geheiß vor ihm zurück. Als der Mann das grenzenlose Entsetzen in den Augen des noch immer leidenschaftlich geliebten Weibes sah, da taumelte er in jähem Schreden zurück. Er hatte es richtig gedeutet und durfte auf kein Vergeben hoffen.

Das Leben ging seinen gemeinen Gang, aber zwischen den beiden Menschen stand für immer ein dickerer Schatten. Karl frei wurde ein menschlicherer Kritiker, vernünftiger seinen Dienst, wurde entsaßten, und nahm sich in einem Anfall von Selbstmord selbst das Leben. Weib und Kind ließ er in den ärmlichsten Verhältnissen zurück.

Das Schicksal hatte noch nicht genug. Auch den Sohn nahm es Tante Martha im neunten Lebensjahr. Nun war sie allein, gebrochen und unzufrieden, und doch nicht begehrt. Ob der starke Mann dies ertragen hätte? Sie rief, von den Qualen ihres Lebens erlöst, für immer, sie, an deren Wiege alle Grazien standen, und die, schon an Geist und Körper, zum höchsten Glück, wie selten ein Mensch, vorausbestimmt schien. Nun hat sie Frieden gefunden, und die Erde sei ihr leicht!

Am anderen Tage verordnete Dr. Wajzerauer Tante Martha's Todebuch. Er hatte ihr augestrichelt der Menschen, die ihm nahe standen, ein Requiem gehalten.

### „Anstößige Bilder.“

In dem, was sind Bilder von Walter Klemm als „anstößig aus sittlichen Gründen“ beschlagnahmt worden. Ich trenne sie nicht, aber ich trenne von Walter Klemm Bilder der genug, um bis auf weiteres hinter das „anstößig aus sittlichen Gründen“ für mich ein Fragezeichen zu setzen. Wenn ich von Walter Klemm bisher etwas durchgelesen sah, was sittlich anstößig war, so war es doch niemals sittlich anstößig dargestellt — und darauf kommt's an. Oder kommt es nicht darauf an? Nicht auf die Art des Fühlens, die durch den Künstler suggeriert wird? Darüber freilich muß man sich klar sein, wenn man zum Thema sprechen will. Beschäftigt überreizte Nerven können sich an den fröhlichen Reden und Jesusschildern erregen, beartige, nennen wir sie: Gefühlsmisshandlungen fagen also gegen ihren Vater, Richter oder Schlichter gewiß nichts an. Aber auch die Betonung und Ueberbetonung des Geschlechtlichen braucht gegen den Künstler nichts Bedenkliches — denn auch sie kann sittlich sein. Ist es als Schilderung einer Wirklichkeit dazwischen, über die man hinaus will, ist es als Ausdruck eines eigenen Zustandes, durch dessen Reflexion man sich befreit. Gerade Kunst bedeutet ja stets eine Entschleunigung, eine Vergeittung irgendwelcher

Art. Ästern dagegen ist die Benutzung künstlerischer Mittel, um den Beschauer zu Niedriges zu binden und ihn dadurch zu erniedrigen. Eine Strumpf- und Unterwäsche-Gelberung kann unästhetisch sein als die Darstellung einer Vergewaltigung.

Darauf darf einmal hingewiesen werden: von dieser Sorte niedriger Scheinkunst wimmelt es jetzt in voller Deffentlichkeit. Die eitelhaft niedrige parfümbeizte Sexualität unserer Tanzsäle und Kinos und unser sogenannter Eleganz unterhält auch in den Salon- und Vouloir-Klittern für die sogenannte „elegante Welt“ sich „Anregungsmittel“. Die meisten Spalten davon riechen nach dem „Geiste“, dem auf den Annoncenseiten die verschiedenen „Nervenkraftigungsmittel“ ihre Dienste anbieten. Bei der „Kavalieren“ und den „eleganten Damen“, an die sich das wendet, wird ja meistens nicht viel zu verderben sein — aber da sollte man's fernhalten, wo noch was zu verderben ist. Sucht man unästhetische Bilder nach schöner alter Gepflogenheit nur, wo die Stoffe der berühmten zarten Schymannseelen anstößig scheinen, so drängen höchst able Zersplitterungen auch in Familien ein, wo sie den heranwachsenden schaden können — um so leichter, als sie sich meist „hochlegant“, „hochkünstlerisch“ und „hochmodern“ gebärden. Weg mit ihnen! Wedrigen sind sie meistens auch an ihrer erkauflichen Geisteslosigkeit zu erkennen.

(Aus dem „Kunstwart“.)

### Sunte Zeitung.

**Wass-Opposition.** Man schreibt uns: Unser Nachbarplanet Mars kommt am 21. April in Opposition zur Sonne und in Erdnähe. Er ist dann die ganze Nacht hindurch zu sehen und geht um Mitternacht in möglicher Höhe durch den Meridian. Wenn er uns auch bei der diesjährigen Erdnähe und Opposition nicht besonders nah kommt — bei den beiden nächsten Oppositionen 1922 und 1924 wird er uns beträchtlich näher kommen und somit auch wesentlich heller werden, — so bietet er doch auch jetzt einen prächtigen Anblick dar. Als ein feuriger Stern steigt er in den ersten Abendstunden im Südosten empor, an seinem ruhigen roten Licht, das jetzt nur von dem des Jupiter, da Venus anschließbar ist, ein wenig überstrahlt wird, istort kennlich. Zu immer früherer Stunde geht er durch den Meridian, Anfang Mai um 12 einhalb, Anfang Juni gegen 9 Uhr abends. Nach der Opposition nimmt seine Helligkeit bald wieder merklich ab, da er sich dann von der Erde wieder rasch entfernt. Der helle weiße Fixstern rechts von ihm ist Spica, der hellste Stern der Jungfrau. Am 22. Mai geht er in südlicheren, am 12. Juni in recht nördlicher Bewegung an ihr vorüber. Die scheinbare Aenderung seiner Bewegungsrichtung ist eine Folge seiner und unserer Erde Bewegung um die Sonne. Seine rückwärtige Bewegung bis Anfang Juni ist nur scheinbar und dadurch herbeigeführt, daß die schneller wandernde Erde ihn auf ihrem Wege um die Sonne überholt.

**Die wachsende Entvölkerung Frankreichs.** Wenn die Entvölkerung Frankreichs in dem bisherigen Maße fortschreitet, werden wir in 40 Jahren eine erledigte Nation sein,“ erklärte kürzlich der Vorsitzende der Nationalen Vereinigung für die Kräftigung der französischen Bevölkerung“. Der von dem Verein gegebenen verlässliche Bericht enthält eine Statistik, die ganz dazu ansetzt, den Ernst der Lage zu illustrieren. Allenfalls in Frankreich übersteigt danach die Zahl der Todesfälle die Geburten ziffer mehr oder weniger erheblich. Am schlimmsten liegen die Dinge in Südfrankreich. Zieht man eine gerade Linie von Bordeaux nach der Schweiz, so ergibt sich, daß in dem Gebiet, das südlich von dieser Linie liegt, auf jede Geburt drei Todesfälle entfallen. In dem Departement Var und an der Riviera entfallen beispielsweise auf 325 Todesfälle 100 Geburten. Diese Zahlen umfassen zwar den Zeitraum von Juli 1914 bis 1918, schließen aber keine Kriegsverluste in sich. Sie beziehen sich ausschließlich auf die Zivilbevölkerung. Ernst verweist der Bericht darauf, daß Frankreich in den letzten fünf Jahren 973 000 Einwohner verloren hat, ausschließlich der Todesfälle, die unter der Zivilbevölkerung der besetzten Gebiete erfolgt sind. In diesen Gebieten ist die Lage besonders trübe. So wurden im Departement Nord im Jahre 1918 8000 Geburten gegenüber 33 000 Todesfällen registriert, so daß also auf eine Geburt vier Todesfälle entfielen.

# Unterhaltungsbeilage

## der „Saale-Zeitung“

Nr. 81

Donnerstag, den 22. April

1920

## Eva, wo bist du?

Roman von Heber von Zobelitz.

Einladungen tra'en nunmehr zu fast jedem Abend ein. Christel hätte am liebsten alles mitgemacht. Sie ließ nie einen Tanz aus und hüpfte sich todmüde, fand alles entzückend, wurde mit zunehmender Nacht immer lebendiger und war am Morgen nicht aus den Federn zu kriegen. In den Rollstühlen schloß sie, schloß auch in der elektrischen Bahn oder wandelte verträumt neben Eli durch die Straßen und wachte erst wieder auf, wenn es Zeit zur Toilette war.

Da nach dem Eli kurzen Prozeß, wählte unter den Einladungen aus, nahm drei für die Woche an und sagte die übrigen ab. Schon Mitte Januar hatte ihr Onkel Wolfrad einen Tausendmarkchein geschickt, als Beitrag für die Gesellschaftskosten.“ Nun wurde wieder das Aelter Hausmann angelehnt. Auch an ihr Courtisane mußte Eli denken. Sie war mit Hans-Jasper beim Oberhofmarschall gewesen und in die Listen für die Vorkahlung bei der ersten Hofour eingetragener worden. Die tausend Mark halfen ihr gewaltig weiter. Vater Bungard schrieb empörte Briefe über die Toilettenausgaben seines Christelchens, fühlte sich anderseits aber auch wieder geschmeichelt, daß sein Tochterchen in so vornehmen Kreisen verkehrte und sich d'e einen Blauling nach dem andern (doch immer vereinzelt, weil er dies für praxiischer hielt). Bei Christel wuchsen die Abzügen je länger, je stärker. Sie sprach überhaupt nur noch von Bräuten, Herzagen und Brauen; bei simplen Wollagen sah sie gewöhnlich „bei keine“ vor den Klaren (woelst forperliche Länge nicht mitprägen) der Bürgerlichen erwachte sie gar nicht. Ueberrigens gefiel sie allgemein. Sie war ein drohiger Käser, und wenn ihr beim Rollon die schwarzen Wöden bis auf die Nase herab tanz'en und ihr Gesicht bis zu den Ohrläppchen glühte, sah sie doch immer noch reizend aus. Die „beiden Studentinnen“ erregten Furore; jeder wollte sie haben, und Eli hatte genug zu tun, stets neue Ausreden für ihre Abzügen zu erfinden.

Ende Januar sagte die Gulla eines Morgens in großer Aufregung in die Schlafstube Ellis. Sie behauptete, ihren Namen an den Anschlagtaulen gelesen zu haben: an der Stelle, an der sonst immer die Belohnungen für das Einfangen von Verbrechern angeblättert wurden. Sie erzählte dies inbeziehen so tonus, daß Eli und Christel sich selbst überzeugen wollten. So traten sie denn auf dem Wege zur Unversität an die nächste Anschlagtaule heran, und da las Eli in der Tat unter jähem Erdbeben folgendes:

„Wie der Barthelemy Biggels hat ein Ritter werden wollen!

Ein Schwanz aus der Bagantenzell von Ell Gulla.

Hest 5 der Reuen Reue. Durch alle Buchhandlungen zu beschien.

So las Eli und war harr.

„Christel, was sagst du dazu?“ fragte sie tonlos.

„Es ist toll,“ antwortete Christel.

„Ist denn so was erlaubt?“ fragte Eli weiter.

„Warum soll es denn nicht erlaubt sein? Die Leute machen Kellame mit dir — oder vielmehr mit deinem Vornamen. Rah mal auf, wie die Gulla bekannt werden wird!“

Wahrhaftig, so kam es. Tante Dorothee schrieb aus Zollenhagen: „Unter andern süßen Vätern, die Dein in die'r Beziehung etwas lechtigerer Dilettant zu halten pflegt, befindet sich auch die Neue Reue. Ich hätte sonst wenig Reue, mäh mit d'ejem, für mich in allzu modernem Sinne redigierten Organ näher anzufreunden und lasse es gewöhnlich liegen; diesmal schaute ich aber doch hinein, da mir der Name Gulle im Inhaltsverzeichnis auffiel. Ich las auch einige Seiten der Geschichte von dem Strohig Biggels und den andern Schnappphäns und lasse und begreife nicht, wie man so etwas einem gebildeten Lesebien kann. Es würde mich sehr interessieren, liebes Kind, wenn Du mit mir teilen wolltest, ob die'se Ell Gulla — was soll nur das närrische Ell? Ist das ein lauslicher Vornahme? — ob dies etwa Eure Gräfin Gulla ist, von der Du mir erzählt hast. Ich kann es mir allerdings kaum denken, aber sollte es doch der Fall sein, so möchte ich entscheiden anraten, Euch von die'r Dame zu trennen, denn wer so etwas schreibt, mit dem kann es wirklich nicht mehr weit her sein.“

Am selben Tage, da dieser Brief eintraf, holte Hans-Jasper die Wöden zu einem Empfang an der belgischen Gesandtschaft ab.

„Kinder,“ sagte er gleich beim Eintreten, „so etwas war noch gar nicht da! Eure Gulla — die höchste Hochachtung! Wo ist sie? Ich will ihr ein Kompliment machen. Mein Burche hat mir die Neue Reue holen müssen. Donnerweiter, ist das eine fastige Geschichte! Die müßt ihr lesen — nee, um Gottes willen nicht, wer hinter dem Namen steht, denn eure Kleinüberrwahrerin kann doch kaum Deutsch sprechen, geschweige denn schreiben!“

Nun brach Eli in Tränen aus. „Hanni,“ rief sie, „es ist ganz entsetzlich! Ich wühte ja gar nicht, wie verworren ich bin! Ja, quid mich nur an: ich habe diese grauenwollen Geschichte geschrieben — ich, ein züchtiges Mädchen, ich, keine Coufine! Ich habe mit eingebildet, wenn man etwas aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts erzählt, muß man sich auch an die Sitte, die Auffassung, die Auffassung, Stil der Zeit halten. Und nun bin ich damit so furchterlich hereingeschliddert. Lieber guter Hanni, ich bitte dich um Gottes willen, tu mir den einzigen Gefallen und sage keinem Menschen, daß ich die Verfasserin bin. Bitte, lies die'sen Schreibbrief von Tante Dorothee. Nach ihrer Auffassung kann es mit mir nicht mehr weit her sein! Dahin ist es mit mir gekommen!“

„Ich muß die'se Geschichte unbedingt lesen,“ sagte Christel mit Energie. „Es wird mir ein Vergnügen sein, für meine Freundin Ell zu erröden.“ Sie wandte sich an Hans-Jasper: „Ist es denn wirklich so schlimm?“ fragte sie.

Hans-Jasper war zunächst ganz sprachlos. Donnerwetter, nun schriftstellerte die Couline auch noch! Das die nicht alles konnte! Und nahm auch sein Blatt vor den Mund, um den „Ton der Zeit“ zu treffen. Das von dem „Ton der Zeit“ gefiel ihm. Er wogte den Kopf hin und her.

„Schlimm,“ antwortete er, „nein — schlimm kann man die Geschichte nicht gerade nennen. Im Gegenteil, sie ist sehr lustig — ein bißel dorb, ja — eigentlich verflucht dorb — aber das liegt eben im Ton der Zeit. Da scherzengesellschaft man nicht und suchte nach seinen Werdungen — die'se Novelle ist etwas für die Jida — die würde sie sofort dem Staatsanwalt einbringen.“

„Ach du Erbarmert!“ rief Eli. „Dem Staatsanwalt!“ Christel schauderte. „Eli kommt sicher noch auf die Galere,“ sagte sie dumpf.

Hans-Jasper war so begeistert, daß er aus dem Laden gar



